

Jutta Wolfrum

Als Fremde in der Wahlheimat leben und lehren.

„Ah, Sie sind Fremde? Und Ihre Eltern, sind – ich meine wenigstens der Vater – oder die Mutter – sind die wenigstens Griechen?“

„Nein, ich bin eine 100%ige Fremde, genauer gesagt, Deutsche.“

„Ach so, dann sind Sie mit einem Griechen verheiratet?“

„Auch nicht.“

„Aber warum sind Sie dann hier?“

„Aus beruflichen Gründen!“

Diesen schon fast klassischen Dialog führe ich regelmäßig mit „mir Unbekannten“, primär mit Taxifahrern, die in Griechenland als durchaus gesprächig zu charakterisieren sind. Ich bin hier, seitdem ich den Ausleihvertrag des DAADs für das Lektorat an der Aristoteles Universität Thessaloniki unterschrieben habe. Ich biete Seminare zum „Schriftlichen und Mündlichen Ausdruck“, zur Landeskunde, oder besser gesagt zur Geschichte Deutschlands und zum Kreativen Schreiben an.

Ich fühle mich in der Abteilung akzeptiert, integriert und dies bereits seit wenigen Wochen nach meiner Ankunft. Dennoch bekomme ich von einigen KollegInnen in regelmäßigen Abständen die „unwissenschaftliche Ausrichtung“ unserer Lektorentätigkeit zu spüren.

Dank eines sehr guten Privatlehrers, der mich buchstäblich gedrillt hat, konnte ich die Sprachhürde überwinden. Falls ich das „Mehrweltendasein“ eines Tages satt haben sollte, oder mein DAAD-Lektorat ohnehin zu Ende ist, kann ich mich somit rechtens als EU-Bürgerin mit Griechischkenntnissen an meiner oder einer anderen griechischen Universität bewerben.

Die Vorstellung, hier an der Universität zu bleiben und die akademische inneruniversitäre Laufbahn einzuschlagen, ist nicht unattraktiv. Habilitationen wurden 1982 abgeschafft, d.h. man muss sich in Griechenland nicht einer fünf- bzw. siebenjährigen Kasteiung hingeben, um dann als arbeitslose Privatdozentin auf einen Ruf zu warten und zugleich für die Wirtschaft überqualifiziert und zu alt zu sein. In Griechenland ist der Weg vom „Lektoras“ (etwa C2) zur Kathigitria (C4) auch nicht einfach und sicher mehr Trimm-dich- als Schlenderpfad; er verläuft jedoch abseits vom existenziellen Abgrund. Hat man den Einstieg mit einer Stelle als Lektoras geschafft, gilt es zu publizieren und wissenschaftlich zu arbeiten um „voran zu kommen“, die Gefahr arbeitslos zu werden, ist jedoch sehr gering.

Für Frauen kommt hinzu, dass man an griechischen Universitäten Schwangerschaften und Kindern gegenüber offener ist: Erziehungspausen werden nicht als Karriere gefährdend betrachtet. Die Tatsache, dass zehn meiner sechzehn Kolleginnen mindestens ein Kind haben und die „Kinderlosen“ ausschließlich junge Mitarbeiterinnen sind, belegt, dass es in Griechenland offensichtlich möglich ist, Familie und Wissenschaft miteinander zu verbinden. Dafür spricht auch der hohe Frauenanteil in den Abteilungen der Philosophischen Fakultät, in der Deutschen Abteilung gab es zum Beispiel bis noch vor einem Jahr nur drei Männer neben siebzehn Frauen! Trotz internationaler Frauendominanz in den Geisteswissenschaften ist hier ein Unterschied zu Deutschland zu erkennen.

Wo noch? Denke ich an den Unialltag, wie ich ihn als Studentin, Doktorandin und später als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Erlangen-Nürnberg kennen gelernt habe, der meine Vorstellungen von einer Tätigkeit an einer anderen – griechischen – Universität stark geprägt hat, fallen mir einige Dinge ein, die hier sehr anders sind... Ich möchte einen kleinen Exkurs zurück zur ersten Sitzung meines Landeskundeseminars „Deutschland im 19. Jahrhundert“ machen. Der Text, den ich darüber vor gut zwei Jahren geschrieben habe, zeigt ganz gut, wie weit Vorstellungen, Erwartungen und reale Situation auseinanderklaffen: „Seit Tagen und Wochen bin ich aufgeregt, versuche mir den Seminarbetrieb in meiner neuen Universität vorzustellen, wie werden die StudentInnen sein, was werden sie erwarten – Landeskunde – werde ich den interkulturellen Ansatz in die Praxis umsetzen können, was werden sie gewohnt sein – sicherlich sind es überschaubare Seminare – warum sonst heißt es Seminar und nicht Vorlesung – ich sehe Bilder aus dem Nürnberger Hochschulalltag vor mir, ruhige, schüchterne Studentinnen, Diskussionen kleiner Studentengruppen – verwerfe diese alten Bilder, bin doch jetzt in Griechenland und – bestens vorbereitet – habe also keinen, gar keinen Grund nervös zu sein: die Inhalte sind mir (nach mehrwöchigem Studium) bekannt, die Vermittlung dieser fast Routine, meine Rolle als Dozentin nicht neu und StudentInnen meine bevorzugte Zielgruppe. Im Falle des Falles haben Störungen Vorrang, waren das nicht die wichtigsten Erkenntnisse meines Staatsexamens? Ich denke an Ruth Cohn und danke ihr im Nachhinein für ihre mich nun sehr beruhigende Theorie und fühle mich gerüstet.“

Ich habe meinen spielerischen Einstieg in das 19. Jahrhundert großzügig 50 Mal kopiert, auch wenn mir dies etwas Größenwahnsinnig vorkommt – der Seminarraum 105 hat schließlich nur 40 Sitzplätze. Auf dem Weg dorthin frage ich mich, was es ist, das meine innere Unruhe immer größer werden lässt, ist es Lampenfieber oder die Vorahnung einer Katastrophe, die ich eigentlich noch nicht ahnen kann – da

sie außer meiner fraglosen Alltagswelt liegt – die, die unser Überleben sichert - oder wie war das in der Lebensweltanalyse? Schütz und Luckmann gingen sicher gelassener in ihre Seminare. Am Ziel angekommen, frage ich mich, warum eine unüberschaubare Traube von StudentInnen vor dem Raum an Wänden und Treppengeländer lehnt, obwohl ich selbst schon zu spät komme. Ich wundere mich, dass sie wie in der Schule erst eine Sekunde vor mir in den Raum huschen. Ein Blick in den Raum lässt mich schlagartig begreifen, dass ich an ihrer Stelle nicht anders gehandelt hätte: Der Raum ist hoffnungslos überfüllt, Handys klingeln, andere laufen gerade heiß und was noch an Hitze und Dampf fehlt, erledigen die vielen glühenden Zigaretten, deren Rauch den Blick bis zu den Fenstern erheblich erschwert. Ein etwa fünfjähriges Mädchen registriert meine augenblickliche Ohnmacht und will mir – als erste Hilfe sozusagen – ein Päckchen Papiertaschentücher verkaufen. Ich lehne ab, atme den verführerischen Cocktail "Nr. 105" (Coco Chanel wäre sicher ohnmächtig geworden) - tief in mich hinein und steige halbbetört auf mein Dozierpodest.

Langsam bemerkt man auch in der Fensterreihe, dass jemand gekommen ist und es sich dabei offensichtlich um die Neue handelt. Zigaretten verglimmen, Handys wandern in kleine Handtäschchen und klingeln nur noch leise durch ihre Baumwoll- und Kunstlederschallwände. Ich beginne zu sprechen, 238 Augen fixieren meinen Mund, als ob sie das Wort schon erheischen wollten, bevor es von den anderen verbraucht oder verzehrt wird. Sie zeigen sich engagiert und Gesprächsbereit: „Deutschland im 19. Jahrhundert – war da nicht der 2. Weltkrieg?“

Ich weiß, dass ich nicht zu viel erwarten darf. Ich denke an Ruth Cohn, sie verleiht mir augenblicklich ein psychologisches Stützkorsett und ich fange an zu improvisieren: vor der größten Zuhörergruppe meines Lebens. Schweißgebadet, mit dem Gefühl 18 Stunden Gruppenakkord in einer mir zu schnellen Einheit gearbeitet zu haben, verlasse ich später den Raum umgeben von einem unglaublichen Glücksgefühl: ich habe es geschafft! Für die nächste Sitzung nehme ich mir vor, alles 120mal zu kopieren und unter 19. Jahrhundert "1800 – 1900" zu schreiben.

Der Exkurs gibt einen kleinen – wenn auch leicht überzeichneten – Einblick in meinen universitären Alltag. Kleine Seminare mit nur 25 StudentInnen gibt es nur über Teilnehmerbeschränkung in den Wahlfächern. Diesen Luxus leiste ich mir in meinem Seminar zum Kreativen Schreiben. Zudem verlasse ich dazu die wenig kreativen Hörsäle und arbeite mit den StudentInnen in einem Jugendzentrum oder Cafe am Meer; und die Praxis zeigt, dass Meer und Sonne nicht nur die fremde, zugereiste Dozentin inspirieren und motivieren. Aber auch

das Kreative Schreiben, das von mir zum ersten Mal in der Deutschen Abteilung angeboten wurde, stieß und stößt auf Begeisterung bei den StudentInnen. Ich bin sehr glücklich, dass ich mein Interesse am Schreiben und speziell am Kreativen Schreiben weiterverfolgen kann und ich nicht gegen Vorbehalte seitens meiner KollegInnen ankämpfen muss. In der Planung und Gestaltung meines Wahlfachs, aber auch meiner Pflichtfächer, wird mir ohnehin viel Freiraum zugestanden.

Insgesamt habe ich mehr Freiheiten als früher an der Universität in Deutschland. Ich entscheide, ob ich in meinem Büro in der Philosophischen Fakultät, zu Hause oder an einem inspirierenden Ort wie am Meer, arbeite; Anwesenheitspflicht gibt es nur in begrenztem Maße. Dies hängt sicher mit unserer Bürosituation zusammen: wir sind viele MitarbeiterInnen auf engem Raum, mit dünnen Holzwänden, haben alle große Seminare, engagierte StudentInnen, die ihre Referate besprechen wollen, andere, die um das Bestehen der Prüfung bangen, oder sich für ein Aufbaustudium in Deutschland interessieren. Hinzu kommt die griechische Gesprächstradition, die sich durch ihren lauten und leidenschaftlichen Diskurs auszeichnet. Dass konzentriertes Arbeiten an anderen Orten stattfindet ist daher vielmehr Notwendigkeit als Privileg.

Auch unsere StudentInnen wissen, dass ihre DozentInnen primär zu ihren Seminaren und Sprechstunden an die Universität kommen und habe ihren eigenen Umgang damit: Sobald ich einen Fuß auf den Campus setze, werde ich als wandelnde Sprechstunde oder nie versiegende Informationsquelle wahrgenommen. Manche StudentInnen schrecken sogar beim gemeinsamen Warten auf eine frei werdende Toilette nicht zurück, Verhandlungen über einen späteren Referatstermin in zu führen. Jedes Jahr im November, kurz vor dem Abgabetermin der DAAD-Stipendien, werde ich immer wieder aufs Neue jeglicher Persönlichkeit und Immunität beraubt: egal wo ich mich in der Stadt bewege, werde ich nach erfolversprechenden Bewerbungstipps gelöchert. Dieses Jahr war die Anfrage besonders groß und ich wurde sogar bis nachts auf dem – leider immer parallel dazu stattfindenden und mir geliebten - Internationalem Filmfestival von StudentInnen belagert. Als ich einen erneuten Ansturm auf der Abschlussparty gegen 3 Uhr nachts auf mich zukommen sah, blieb mir nur noch die Notwehr in Form meiner eigenen Verleugnung: „Falls Sie glauben, ich bin Jutta Wolfrum, irren Sie sich. Ich habe keine Ahnung von Stipendien, ich bin ihre Doppelgängerin!“

Und doch hat diese Gratwanderung zwischen Grenzüberschreitung und Grenzenlosigkeit, die manchmal ermüdende Allzeitbereitschaft

etwas sehr menschliches und lebendiges, was ich schätze und nicht mehr missen möchte.

Es ist ein anderes Verhältnis zwischen StudentIn und DozentIn – auf der einen Seite konservativer und autoritärer als in Deutschland, auf der anderen Seite humaner, es gibt immer auch noch Wege, auch wenn eigentlich die Sackgasse schon an der Betonmauer geendet hat. Was ich in Griechenland sicher gelernt habe, ist Flexibilität und "Krisenmanagement"; wenn Situationen, die planbar scheinen, sich durch Unvorhersehbares gänzlich anders gestalten, gilt es diese entweder kreativ zu bewältigen oder einen anderen Ausgang der geplanten Geschichte mit einer gewissen Gelassenheit hinzunehmen. Sei es der nicht funktionierende Videorekorder in der Seminarsitzung über eine deutsche Fernsehsendung, der verschwundene Overheadprojektor bei einer geplanten Folienpräsentation, oder als ganz aktuelles Beispiel: die streikenden Taxifahrer am Tag meines Abflugs nach Deutschland. Ich musste spätestens um 6 Uhr früh am Flughafen sein und erfuhr 30 Minuten davor, dass alle Taxifahrer streiken. Freunde wecken war sinnlos, da sie zu weit weg von mir wohnen, meine Nachbarin, die ich wach bekommen hätte, besitzt keinen Führerschein. Also fuhr ich mit meinem eigenen Wagen, stellte ihn unabgeschlossen mit Schlüssel und Parkausweis auf den Parkplatz. Meine Führerscheinlose Nachbarin machte sich später auf die Suche nach einem Fahrer: sie fand ihn im Möbelgeschäft um die Ecke und fuhr am nächsten Tag mit ihm im Taxi zum Flughafen, um mein Auto auszulösen. Die ganze Nachbarschaft erfuhr von dem Problem, aber sie halfen auch bei dessen Lösung...

Ich stellte mir bevor ich mit diesem Artikel begann die Frage, was sich durch die Fremde in meinem Leben generell verändert hat. Mir fiel dabei auf, dass es Situationen gibt, die mir früher – allein in der Vorstellung - Kniezittern bereiteten und mir heute selbstverständlich geworden sind. Ich glaube, dass es mir hier leichter gefallen ist, diese zu bewältigen: Der Fremden werden kleinere oder größere Fehler zugestanden, was die Angst vor diesen verringert. So ist mir mein erstes Seminar mit 120 StudentInnen (s.o.), der erste Vortrag mit Mikrofon in einem überfüllten Hörsaal, das Unterrichten auf einem Dozierpodest, die erste Informationsveranstaltung in der Fremdsprache in Kooperation mit Öffentlichen Medien in Griechenland leichter gefallen.

Auch in der Alltagsbewältigung, im Umgang mit Traditionen, Sitten, Bräuchen und der Etikette wird mir ein gewisser "Unwissenheitsspielraum" zugestanden. Zudem bekomme ich oft Hilfe und Unterstützung angeboten, ich die Deutsche, die Griechenland liebt, die sich bemüht, sich adäquat zu verhalten und die an der Universität unterrichtet –

was in Griechenland sehr angesehen ist. Ich betone diese Charakteristika, da man einer arbeitslosen Albanierin härter gegenüber treten würde und ich mir meines privilegierten Daseins durchaus bewusst bin. Mein DAAD-Lektorat ist mir gewissermaßen das Stützrad beim Erlernen des griechischen Lebensbalanceaktes. Zusätzlich sichert es mir die Rolle der Spezialistin, wenn es um meine eigene Sprache und Kultur geht.

Vielleicht ist es der "Fremdenbonus", der mich mutiger gemacht hat oder mich ohne große Überlegungen spontan entscheiden und handeln lässt. Ein Stück weit ist es auch das Lebensgefühl in Griechenland, was trotz fatalistischer Tendenzen vieles leichter nehmen lässt und meinen früheren Denkmustern ein erhebliches Gewicht abgenommen hat.

Der Umgang mit meiner eigenen Kultur ist bewusster geworden. Damit meine ich nicht, dass ich ständig vergleiche, dazu habe ich nie geneigt, auch wenn mich dieser Artikel ein Stück weit dazu zwingt. Vielmehr regen mich Klischees über Deutschland und die Deutschen und natürlich die Fragen meiner StudentInnen in den Seminaren zur Deutschen Geschichte und Landeskunde zum Hinterfragen und Nachdenken an.

Ich fühlte mich noch nie zuvor so sehr "als Deutsche" mit dem Nationalsozialismus konfrontiert. Ich wurde von Juden auf der Straße – die mich durch Gespräche mit deutschen Freunden am Handy geoutet hatten – angesprochen, die Auschwitz oder Buchenwald überlebt haben und mir von ihren nicht endenden Albträumen von Folter und Hinrichtungen erzählten oder von der Bewältigung dieser grausamen Erfahrungen und Erinnerungen durch Yoga oder Meditation. Ich habe Dachau und Theresienstadt besucht und glaubte, mich mit diesem finsternen Kapitel der Deutschen Geschichte durchaus beschäftigt zu haben. Die Begegnungen in Thessaloniki ließen mir meine bisherige Auseinandersetzung als oberflächlich erscheinen, was mich sehr schockierte und immer noch bewegt.

Diese und viele andere Überlegungen versuchte ich zum Teil im Dialog mit Freunden in Griechenland, vielmehr jedoch alleine und schreibend zu bewältigen, da es schwierig ist, sie mitzuteilen. Manchmal muss ich auch aufschreiben, was ich erlebe um schreibend zu verstehen, was mir fremd an einer ungewöhnlichen Situation ist. So ist das Schreiben seit meiner Ankunft wichtiger geworden. In den ersten Tagen nach der „Stunde 0“ im neuen Lebensabschnitt Griechenland war es sicher ein personelles „Verarbeitungsschreiben“. Es war nicht möglich, mir Nahe stehenden in Deutschland das Erlebte zu vermitteln. Meine Aussagen fielen durch zu großmaschig geknüpft Informati-

onsnetze und das zeitgleiche Vorbereiten engerer Kontextknöten strengte mich sehr an. Oft musste ich eine Stunde Rahmenhandlung erzählen, um eine kleine jedoch wesentliche Veränderung meiner Situation verständlich zu machen. Also versuchte ich die Unglaublichkeiten des griechischen (Alltags-)Lebens im Monolog mit mir selbst auszumachen. Wenn ich heute die Texte der ersten Tage lese, staune ich erneut, wenn auch aus einem anderen Grund: Wie schnell ist mir selbstverständlich geworden, was ich noch vor gut zwei Jahren nicht glauben konnte? Ich glaube, mich sehr schnell akklimatisiert zu haben und fühle mich de facto integriert, wenn auch als Fremde, die ich auch ein Stück weit bleiben will - und einfach bin!

Ich möchte abschließend wieder in das Taxi der Einleitung einsteigen - oder in ein anderes, ein x-beliebiges, in Thessaloniki: Der Taxifahrer ist fasziniert von seinem deutschen Fahrgast - in diesem Fall von mir - und schwelgt in Erinnerungen an seinen Deutschlandaufenthalt in den späten Siebzigern oder den frühen Achtzigern. Da ich diese Migrationsromanzen so häufig höre, fange ich an, Gefallen daran zu finden. Immerhin habe ich mich zehn Jahre meines Lebens mit Migrationsforschung beschäftigt. Ich höre die ersten Worte und beeile mich dann, schneller zu denken als der Fahrer sprechen kann, um seine Lebensgeschichte voraus zu spinnen. Ziel dieses Gedankenspiels ist es, relativ nah an seine reale Geschichte heranzukommen. Je häufiger ich übe, umso besser sind meine Ergebnisse - und ich fahre oft Taxi! Ich glaube fast, dass ich eines Tages als Migrationsexpertin sterben und vielleicht als solche in die griechische Sozialgeschichte eingehen werde.